



Ullstein Taschenbuch

Markus Götting

## Nachts im Sägewerk

Die chaotische Liebesgeschichte eines Schnarchers

Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Dezember 2010

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2010

Umschlagkonzept: HildenDesign, München

Umschlaggestaltung: Sabine Wimmer, Berlin unter Verwendung

einer Illustration von Antje Damm/Agentur für Literatur und

Illustration Susanne Koppe, Hamburg

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Sabon

Papier: Pamo Super von Arctic Paper Mochenwangen GmbH

Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-37352-2

## *kapitel 1*

Ich bin kein Mann für eine Nacht. So lange hat es in letzter Zeit leider keine Frau mehr mit mir ausgehalten. Ich bin der Typ, den man im Kino erst ordentlich anpöbelt und dann mit Popcorn bewirft, nur weil er mal kurz bei »Ocean's 12« eingeknickt ist. Ich bin der Alptraum aller Hotelgäste, die zufällig in meiner Nähe einquartiert wurden. Wahrscheinlich wird sich eines Tages auf einem schwach beleuchteten Flur eine Art Bürgerwehr formieren und zum Sturm auf mein Zimmer blasen. Internationale Hotelketten werden meinen Namen auf eine schwarze Liste setzen – so wie man Falschspieler für Casinos sperrt.

Vielleicht klingt das jetzt ein bisschen paranoid, aber ich bin traumatisiert. Ehrlich. Neulich im Flugzeug zum Beispiel habe ich mich so unendlich blamiert, dass ich am liebsten mit einer Tüte über dem Kopf ausgestiegen wäre.

Ich hatte mich vor dem Start gemütlich in den grauen Sessel gekuschelt; den Kopf an die brummende Außenwand des Fliegers gelegt, schlief ich so fest ein wie ein Notfallchirurg, dem nach der 60-Stunden-Schicht das Koks ausgegangen ist.

Als ich wieder erwachte, machte es *Schrrrr-rrch*, ganz kurz nur, aber es klang irgendwie erschrocken. Und es kam aus meiner Nase. Das war nicht etwa diese Sorte sanftes Schnorcheln, das nach wohliger Behaglichkeit klingt, nach einem, der brav die Schäfchen zählt. Es war

ein infernalischer Lärm, der locker die Flugzeugmotoren übertönte und sogar mich aus dem Schlaf gerissen hatte. Ein grauenvolles Grunzen wie von einem brünftigen Eber.

Hätte mir jemand einen Fallschirm angeboten – ich wäre sofort gesprungen. Wozu saß ich am Notausgang? Ich blickte mich um und sah in lauter feindselige Gesichter. Und verkroch mich noch tiefer in meinen Sitz. Allmählich dämmerte mir, dass ich nicht mal 55 Flugminuten gebraucht hatte, um 137 fremde Menschen gegen mich aufzubringen. Und das im Schlaf!

Bei der Lufthansa werden sie das vermutlich schon notiert haben.

Ich bin Schnarcher. Okay, das war mir nicht neu, auch ein paar meiner Freunde wissen Bescheid, tragi-scherweise aus eigener Erfahrung. Manchmal röchele ich so bedrohlich, als ginge es mit mir jeden Augenblick zu Ende. Aber dass ich mein spezielles Problem derart in aller Öffentlichkeit hinaustrompete, ist mir noch nie passiert. Doch wie sehr das Schnarchen mein ganzes Leben verändern, ja beherrschen sollte, würde ich erst ein paar Wochen später so richtig begreifen.

Alles fängt damit an, dass sich in meiner kleinen Zwei-Zimmer-Bude schon seit geraumer Zeit eine Art Slalom-Parcours aus Altpapier gebildet hat, der mich von Woche zu Woche vor größere Probleme stellt. Schon erstaunlich, wie viele alte Zeitungen und Magazine sich in einer so überschaubaren Wohnung ansammeln können. Rechtwinkelig angeordnete Stapel neben dem Sofa, ein in seiner Statik bemerkenswerter Wust auf meinem Schreibtisch; auf dem Nachttisch, neben dem Bett und darunter. Ausgerissene Artikel, die ich irgendwann mal beiseite-

gelegt habe, für später. Was man sich halt so vornimmt. Nach zwei Stunden habe ich einige beachtliche Berge Altpapier aufgeschichtet, für die ein karelscher Holzfäller mit Sicherheit einen ganzen Tag lang Bäume absägen muss.

Seit diese Event-Agentur im Erdgeschoss unseres Hauses eingezogen ist, steht ein großer Altpapiercontainer in unserem Innenhof. So wie es in meiner Wohnung aussieht, werde ich den wohl heute bis zum Rand füllen, und die Lauferei rauf und runter ergibt nebenbei auch noch ein Cardio-Fitnessprogramm wie eine Dreiviertelstunde auf dem Stepper – und zwar mit einer Drei-Kilo-Hantel in jeder Hand.

Auf meinem grauen T-Shirt ist in Brusthöhe mittlerweile ein Schweißfleck entstanden, der mit viel Fantasie als Schmetterlingsmotiv durchgehen könnte. Und gerade als ich eine der letzten Ladungen entsorge, kommt meine Nachbarin um die Ecke, die hübsche Blonde aus dem Hochparterre. Sie ist schwer beladen mit einem fetten Stapel Zeitschriften.

»Na, auch ausmisten?«, fragt sie und wuchtet den Stapel in die Tonne. Dann streckt sie mir ihre Hand entgegen. »Ich heiße übrigens Lena.« Sie sieht ein bisschen so aus wie die Mädchen in Hamburg, vor denen man als Münchner immer wieder Angst bekommt, weil sie so unnahbar wirken und vor allem so groß sind, dass sie über einen hinwegzublicken scheinen. Wahrscheinlich tun sie das auch. Sie ignorieren dich nicht mal.

Lena ist exakt so groß wie ich, jedenfalls in den Converse-Chucks, die sie gerade trägt. An ihren Beinen schlabbert eine ausgewaschene pinkfarbene Jogginghose, dazu hat sie sich ein schlichtes T-Shirt übergezogen. Ihre Haare sind zu einem nur mäßig akkuraten

Pferdeschwanz zusammengebunden, und ich bin mir auch nicht ganz sicher, ob sie am Morgen überhaupt geduscht hat. Jedenfalls ist sie ungeschminkt, die ganze Erscheinung ein einziger Out-of-Bed-Style. Ich mag das bei Frauen.

Ich habe sie schon ein paar Mal im Treppenhaus gesehen und fand sie jedes Mal ziemlich klasse. Trotzdem habe ich nie mehr als ein halbverlegenes »Hallo« rausgebracht. Eines Samstagmorgens, als ich vor einem Ausflug in die Berge einige Paar Ski an ihre Wohnungstür im Hochparterre gelehnt hatte, die sie dann fast erschlugen, als sie die Tür öffnete, um einkaufen zugehen, schaffte ich es immerhin zu einem »Oha«, gefolgt von einem gestammelten »Sorry«.

Lena erzählt jetzt, dass sie endlich mal Zeit hat, ihre Bude aufzuräumen. Dass sie seit drei Jahren in München lebt und von der Stadt im Prinzip nicht viel mehr gesehen hat als ihre Wohnung und das Büro. Und dass es das Büro nicht mehr gibt. Jedenfalls nicht für sie. Letzte Woche hat sie gekündigt.

»Oh«, sage ich, »was hast du denn gemacht?« Ich schäme mich sofort für diesen Satz. Es ist die münchenerischste aller Fragen. Die Grundform »Und was machst du so?« kommt jedenfalls deutlich vor: »Wie heißt du eigentlich?« Weil sich die Frage nach dem Namen je nach Antwort in der Regel eh nicht mehr stellt.

Sie hat in einer kleinen TV-Produktionsfirma gearbeitet, wo sie Gameshows entwickeln und Doku-Dramen mit Feuerwehrmännern und Polizisten und angeblichen Rechtsanwälten; es klingt in meinen Ohren nach dem überdrehten Universum der Privatsender. Aber sie hat eine Spielshow für die Öffentlich-Rechtlichen gemacht. Samstagabend.

»Ich meine, da reißt du dir den Arsch auf, und dann kommen diese Leute vom Sender daher und quatschen dir in alles rein. Und jetzt haben sie die Sendung auch noch komplett abgesetzt. Ich hab den Job echt geliebt. Und was machen die? Haben mir eine Gerichtsshow angeboten. Will man so was?«

»Gerichtsshow? Hm. Ja, weiß ich jetzt auch nicht so genau.«

Sie sagt: »Im Leben nicht!«

Lena sprudelt wie ein Gebirgsbach. Sie redet und redet, und ich könnte mir vorstellen, dass sie sicher eine gute Apnoe-Taucherin wäre, so selten wie sie Luft holen muss.

»Was war denn das für eine Sendung?«

»Ich war Redakteurin bei der 100 000-Euro-Show.«

»Ach echt? Klar, kenne ich. Neulich haben sie eine Freundin von mir gefragt, ob sie nicht bei einem dieser Spielchen mitmachen will.«

»Und?«

»Ich hab ihr abgeraten, ich fand die Sendung irgendwie bescheuert.«

Nun blickt Lena doch ein wenig indigniert drein, derweil ich innerlich konstatiere, dass ich ihr gegenüber nicht mal in der Lage bin, wenigstens an der Mülltonne einen netten Flirt hinzulegen. Ich denke: Na super, wieder fein hingekriegt. Kein Fettnäpfchen ist zu klein, um von mir nicht zielsicher angesteuert und getroffen zu werden. Alte Gewohnheit.

Der Deckel der Altpapiertonne steht immer noch offen, ein gieriger blauer Schlund, der weiter gefüttert werden will. Jetzt mal schnell vom Thema ablenken. »Also, ich bin so weit durch mit meinem Kram hier. Wenn du willst, kann ich dir noch ein bisschen bei der Schleppei helfen. Hochparterre schaffe ich gerade noch.«

Lena schmunzelt. Sie sagt: »Und danach willst du mich noch auf einen Kaffee einladen, richtig?«

»Öh ... um ehrlich zu sein: Ja, das war der Plan.«

»Dann wirst du dich wohl noch gedulden müssen. Ich klingel die Tage mal bei dir, okay?«

Was soll man darauf sagen? Dass ich ihr mit meinem unfassbar dämlichen Intro nicht das Lächeln ausgetrieben und sie in die Flucht geschlagen habe, spricht immerhin für eine gewisse Toleranz ihrerseits. Also murmel ich kleinlaut: »Ja, cool, alles klar.« Lena schließt den Deckel der Altpapiertonne und verabschiedet sich mit einem ziemlich netten Funkeln in den Augen. Nett und spöttisch.

## *kapitel 2*

Lena geht mir nicht mehr aus dem Kopf. Vor allem dieser Schmollmund nicht, der niemals stillsteht. Die nächsten Tage schlurfe ich jedes Mal betont langsam die Treppe hinunter, ich brauche fast eine Viertelstunde für 28 Stufen: Könnte ja sein, dass ich ihr zufällig über den Weg laufe. Wobei das Zufällige daran durch die Zeitlupentaktik zugegeben leicht eingeschränkt ist. Wenn ich nach Hause komme, horche ich an ihrer Tür, ob wohl Musik läuft, oder ich schaue von draußen unauffällig nach, ob sie daheim ist. In sehr selbstkritischen Momenten komme ich mir allmählich vor wie ein Stalker.

Leider hat sie sich noch immer nicht gemeldet, und in meinen optimistischen Momenten rede ich mir ein, sie hat bestimmt schon fünfmal geklingelt, als ich zufällig gerade nicht zu Hause war. Also stehe jetzt ich vor ihrer Tür, mit dem leicht pochenden Herzen eines Teenies, der auf dem Schulhof seinen ersten Liebesbrief überbringt, und zwingt meinen Finger auf ihre Klingel.

»Hey«, sagt sie, als sie öffnet.

Ermutigt durch die ausbleibende Schelte, überspringe ich die Begrüßung und komme direkt zu meiner auswendig gelernten Eröffnung: »Ich wollte meine Schulden einlösen.«

»Schulden?«

»Der Kaffee. Du erinnerst dich?«

Sie sagt für einen Moment lang erst mal gar nichts. Lässt sie mich nur einen Augenblick zappeln oder bastelt sie an ihrer Ablehnung?

»Glaubst du, mit einem Kaffee ist es getan?«, fragt sie schließlich. »Was hast du heute Abend vor? Falls nichts, schlage ich vor, du lädst mich zum Essen ein.«

Verstehe. So billig komme ich also nicht davon. Ich stehe immer noch im Türrahmen, und Lena macht keine Anstalten, mich hereinzubitten. Nun denn. »Um acht?«

»Perfekt.«

Ein erfahrener, na ja zumindest etwas älterer Kollege gab mir mal den weisen Spruch mit auf den Weg: »*Never fuck in the company.*« Es hatte sich da so etwas angebahnt. Aber hier geht es um die Nachbarin, das dürfte allgemein sozial toleriert sein. Also, auf geht's: Noch mal Zähne putzen, Parfüm auf den Hals gesprüht und dann treppab.

Womöglich hätte ich Blumen mitbringen sollen, aber als ich vor ihrer Tür stehe, habe ich nur ein Lächeln dabei. Und die Kreditkarte, mit der ich sie nachher in dem Sushi-Laden eine Straßenecke weiter zum Essen einladen werde. Das »Harajuku« ist einer der ersten Läden in München, in dem man sich vorkommt wie in einer echten Großstadt. Die Sushi-Zubereiter rollen ihre Speisen an einer offenen Bar mit gläserner Theke. Ansonsten viel teures dunkles Holz, in der Mitte eine ewig lange Tafel mit Sitzbänken auf beiden Seiten. Asiatischer Minimalismus, und an die Wand projizieren sie mit Hilfe einer gelochten Walze ein bläuliches, fließendes Farbenspiel. Jedes Mal, wenn ich hier bin, frage ich mich, ob das nicht auch was für mein Wohnzimmer wäre. Jedenfalls wenn

ich das handwerkliche Geschick besäße, so etwas zu installieren. Insofern: eine sehr hypothetische Frage.

Wir trinken eine Menge Sake aus diesen designigen quadratischen Holzbechern, und Lena tut mir den Gefallen, regelmäßig und tapfer über meine kleinen Gags zu lachen; sie hat dann immer so ein Grübchen auf der Wange, das ich extrem sexy finde. Überhaupt finde ich sie ganz großartig. Eine eigensinnige, unabhängige Frau, die zu erobern härter werden würde als Oskar Lafontaine von der Flat Tax zu überzeugen.

Was mir nicht klar ist: Wenn überhaupt, würde nicht *ich sie* erobern – bei solchen Frauen läuft das nämlich andersrum. Du merkst es nur nicht.

Ich betrachte Lenas lange feingliedrige Finger, ihre großen grünen Augen, ihre sanft geschwungenen Lippen. Wie die Wellen an einem windstillen Tag am Mittelmeer. Sie redet schnell und vor allem sehr viel, die Worte prasseln auf mich ein wie ein Hagelsturm im November. Der mir selbstverständlich vorkommt wie ein Frühlingsregen im Mai. Ich lege den Kopf ein wenig zur Seite und höre zu. Zwar kann ich ihren Gedankensprüngen nicht immer bis ans Ziel folgen, aber ihr Gesicht hat für mich ausreichend Unterhaltungswert.

»Bist du mir eigentlich noch böse?«, frage ich.

»Wieso?«

»Na, wegen der Sache, die ich über deine Show gesagt hab. Tut mir echt leid, war nicht so gemeint.«

Lena hat ein dezentes Make-up aufgelegt und trägt eine schmal geschnittene Tunika-Bluse von der Farbe eines Zitronenfalters. Sie winkelt ihre Arme an, legt die Ellbogen auf den Tisch und stützt ihren Kopf auf beide Hände. Aus dieser Position schaut sie mich an, als wollte sie sagen, du kannst dir deine kleinen Lügen sparen. Sie

sagt: »Ich hab eben zufällig mit meiner Schwester telefoniert und ihr von unserer Müllcontainer-Begegnung erzählt. Sie hält dich für einen Arsch.«

Nachdem ich meine schockinduzierte Sprachlosigkeit überwunden habe, antworte ich: »Vielen Dank, dass du trotzdem mitgekommen bist.«

Je mehr Sake wir trinken, umso amüsanter wird das alles hier. Der DJ spielt jetzt ein sehr schnelles Jazz-Stück, ich glaube, es heißt »Blum Rouge«. Der Refrain geht: »I want you to get together. Put your hands together one time.« Gute Idee. Aber ob das jetzt schon passend wäre?

Der Drummer bearbeitet sein Schlagzeug in atemberaubendem Tempo, Klavier und Saxophon dazwischen, und Lena bewegt sich fast unmerklich dazu im Takt. Es scheint ihr zu gefallen.

»St. Germain«, sage ich. Zugegeben, auf den ersten Blick ein wenig kontextfrei.

»St. Germain? Paris? Hä?«

»Nein, die Band. Sie heißt St. Germain. Ich hab das ganze Album zu Hause. Wenn du magst, dann können wir ja nachher ...«

Ich rede nicht weiter. Genauso gut hätte ich sie fragen können, ob sie meine Briefmarkensammlung sehen will. Das wäre wenigstens originell gewesen. Ich hätte sie auch fragen können, ob sie mich und meine Nase bald mal etwas näher kennen lernen möchte, um ihrer Schwester auch das noch zu erzählen. Stattdessen entscheide ich mich für: »Was ist mit dem anderen Namen, der noch auf deinem Postkasten steht? Dein Freund?«

»Du achtest auf die Namen an den Postkästen?«

»Klar, alles eine Frage der Fairness. Seit sie mir mein Mitarbeiter-Abo gestrichen haben, stehe ich manchmal

morgens vor den Briefkästen und überlege: Okay, heute wird Frau Griesmayer wohl auf ihre Zeitung verzichten müssen. Oder doch Herr Klassen. Immer schön abwechseln. Ja, und dabei ist mir aufgefallen, dass bei dir zwei Namen stehen.«

Sie sagt erst mal gar nichts, und ihr Körper nimmt immer weiter den Rhythmus der Musik auf. Irgendwann zündet sie sich noch eine Marlboro an.

»Ex-Freund.« Und dann bläst sie einen Kringel Rauch zu mir rüber. Ich denke: Kringel. Ich denke: Wow!

Ich sage: »Wenn du so hibbelig bist, wie du sagst, schläfst du dann auch genauso unruhig?« Jetzt bin ich derjenige, der dauernd ein paar Glieder der Assoziationskette überspringt. Lena versteht die Frage nicht, und ich denke, es ist wohl besser, das vorsichtige Abklopfen wieder bleiben zu lassen und lieber noch mal den lustigen kleinen asiatischen Kellner ranzuwinken.

Der Heimweg ist leider nicht länger als ein paar hundert Meter; ich nehme ihre Hand, und so schlendern wir nach Hause, aber zum Rumknutschen reicht's dann irgendwie nicht mehr. Ob ich vielleicht ein etwas entlegeneres Restaurant hätte aussuchen sollen? Systemfehler – und schon abgespeichert fürs nächste Mal. Ich muss an diese dämlichen New Yorker *dating rules* denken, von wegen kein Sex bei der ersten Verabredung, und tatsächlich stehen wir jetzt etwas ratlos vor ihrer Wohnungstür. Ich denke an das St.-Germain-Album, wiederhole meine Einladung aber nicht, sie lächelt einfach nur unverbindlich und schließt ihre Tür auf.

Sie sagt: »Man sieht sich.« Und um ehrlich zu sein, hätte ich mir einen vielversprechenderen Abschied vorstellen können.

Tatsächlich aber sehen wir uns jetzt jeden Tag, sie hat ja viel Zeit, notgedrungen, ohne ihren Job. Wir fahren raus an den See, in romantische Biergärten, gehen jeden Abend in eine andere Bar oder diesen neuen Club, den es nur für drei Monate geben wird. Oder wir liegen einfach nur mit einer Flasche Rotwein auf ihrer Picknick-Decke an der Isar und betrachten die Sterne – das volle Programm.

Demnächst, das ist klar, kommt es zur Nacht der Wahrheit, und ich weiß immer noch nicht so recht, wie ich damit umgehen soll.

Ich rufe meinen Freund Toni an. Er bezeichnet sich selbst als Ex-Grieche, weil er stolz ist auf seinen deutschen Pass, und die traditionsreiche Sprache seiner Vorfahren reduziert sich bei ihm auf die notorischen Schimpfwörter, wie man sie ab und zu an der Theke von Lokalen hört, die »Akropolis« oder »Olympia« heißen. Toni ist einer der wenigen, die um mein schmutziges Geheimnis wissen, weil wir uns beim Skifahren öfter ein Zimmer teilen. Alle unsere gemeinsamen Freunde fragen Toni um Rat, wenn sie Probleme mit Frauen haben – das muss daran liegen, dass er selbst dauernd Probleme mit ihnen hat. Fachmann, sozusagen.

Keine Ahnung, warum Frauen immer wieder auf ihn reinfallen. Er hat eine kleine, aber äußerst florierende Werbeagentur, die unter anderem für eine Brauerei arbeitet und eine Zigarettenfirma. Ein amüsanter, charmanter Typ, keine Frage, und vielleicht glauben die Girls ja wirklich, dass er sie eines Tages ganz groß rausbringt. Allerdings hat er selbst noch nie etwas in der Art gesagt. Das wäre selbst Toni zu peinlich.

Stattdessen hält er jeder Frau, die ihn übers Wochenende besuchen will, einen langen Vortrag darüber, dass er beziehungstechnisch wirklich nichts versprechen könne, er fühle sich auch nicht unbedingt reif für eine ernsthafte Bindung. »Du weißt schon.« Neulich habe ich mal eines seiner Telefongespräche mit einer Magda oder Jessica belauscht. Was er sagte, klang, als würde er eine Enthaltungserklärung vorlesen. Tonis längste Beziehung in den letzten Jahren dauerte übrigens fünf Wochen.

Man kann sich also vorstellen, wie groß meine Verzweiflung sein muss, wenn ich ausgerechnet ihn anrufe.

»Du bist jetzt eine Woche mit ihr zusammen, und ihr wart noch nicht in der Kiste?«, fragt Toni. »Ist sie praktizierende Katholikin? Dann lad sie doch freitags zum Fischessen ein!«

»Wir sind nicht zusammen. Jedenfalls nicht so explizit. Und das ist auch nicht der Punkt.«

»Und was ist der Punkt?«

»Ich traue meiner Nase nicht.«

»Stell dich nicht so an, Alter. Die erste Nacht – die ist doch nicht zum Pennen da. Bleib einfach wach. Wer nicht schläft, kann auch nicht schnarchen.«

Ich denke: Griechen-Logik. Mir fällt aber auch nichts Besseres ein.

Eine Stunde später klingelt mein E-Mail-Postfach. In der Betreffzeile steht »Chrrr-pffft«. Toni hat mir einen Link zu einer amerikanischen Zeitung geschickt und schreibt: »Lies das hier, da steht alles drin. Quasi von A bis Zzzzzz.«

Ich denke, du Arsch. Fange aber natürlich doch an zu lesen. Der Autor berichtet vom Unterschied zwischen dem sogenannten normalen Schnarcher und dem »heroischen Schnarcher«. Den normalen hört man nur im

Nebenzimmer, er ist also einfach nur eine blöde Nervensäge. Der heroische Schnarcher dagegen terrorisiert ohne Mühen die ganze Nachbarschaft. Angeblich gab es sogar mal eine Hotelkette, die einen besonders krassen Schnarcher einlud, in ihren Zimmern zu übernachten, um auf diese Weise zu überprüfen, ob die Wände auch wirklich so schalldicht sind, wie es der Architekt behauptet hat.

Der heroischste aller Schnarcher ist offenbar ein britischer Taxifahrer namens Melvin Switzer. Es heißt, er habe eine ganze Siedlung wach gehalten mit seinem mächtigen Grunzen, und angeblich hat er innerhalb von zehn Jahren acht Nachbarn in die Flucht geschlagen. Sie zogen entnervt um.

Der legendäre Mel Switzer verdankt seinen Ruhm seiner unerschütterlichen Frau. Eine Tageszeitung hatte einen Wettbewerb mit dem schönen Titel »Wer hat den am lautesten schnarchenden Ehemann« ausgeschrieben – und Mel Switzer aus Southampton machte sie alle fertig. Die 92,3 Dezibel, die bei ihm gemessen wurden, entsprechen einer extrem lauten Autohupe. Direkt am Ohr. Es war genug, um jahrelang unangefochten im Guinness-Buch der Rekorde zu stehen.

Inzwischen hat man in England sogar eine Art Big-Brother-Container für Schnarcher eingeführt – allerdings zu medizinischen Testzwecken. Gegen die Typen, die sich für die »Snoring Farm« qualifiziert haben, schlief sogar der gute Mel Switzer wie ein Kätzchen. Ein ganzes Wochenende lang wurden die Probanden der »Snoring Farm« von Ärzten, Ernährungsberatern und Fitnesstrainern betreut, sie erhielten ein Nasenspray und erzielten sagenhafte Erfolge. Ein 49-jähriger Herr namens Michael Eden konnte sein Schnarchen von 102 Dezibel

auf gemütliche 84 reduzieren – also von einem Motorrad ohne Auspuff runter auf ein Fußballstadion kurz nach einem Tor für die Heimmannschaft.

Meine Güte, denke ich, die armen Schweine. Zweiter Gedanke: Wer sagt eigentlich, dass ich wesentlich leiser schnarke? Selbstzweifel setzen sich in mir fest wie Zecken in einem Hundefell.

Ein paar Tage später gehen Lena und ich mit ein paar Freunden Schnitzel essen. So weit sind wir nämlich schon: Freunde vorstellen. Wir sind in meinem Lieblingsrestaurant verabredet, was letztlich die höchste Intimitätsstufe bedeutet. Die Wände sind mit dunklem Holz ausgeschlagen, in den Vitrinen stehen lauter kleine Whiskey-Flaschen aufgereiht wie früher die Zinnsoldaten im Wohnzimmer meiner Großeltern. Es gibt Kölsch und das gute Augustiner Edelstoff vom Fass und zum Abschluss einen grünen Kräuter-Schnaps, der eine intensivere psychedelische Wirkung hat als Absinth.

Es ist schon weit nach Mitternacht, der Kräuterschnaps hat nicht nur bei mir eine verheerende Wirkung hinterlassen, was meine Freunde allerdings keineswegs davon abhält, sich in meiner Wohnung über meine respektabel gefüllte Bar herzumachen. Ich mag zwar regelmäßig in Fettnäpfchen trampeln wie am Altpapiercontainer, aber ich bin kein unhöflicher Mensch: Ich kann die Bande nicht rausschmeißen, auch wenn ich jetzt lieber mit Lena allein wäre.

Hatte nicht Lena die alle zu mir eingeladen? War das ein Trick? Sie selbst unterhält sich wunderbar, beziehungsweise unterhält sie mehr die anderen, und allmählich beschleicht mich das Gefühl, sie nimmt mich kaum noch wahr. Ich liebe solche Frauen, mit denen du zu

einer Party gehst und dich den ganzen Abend mit anderen Leuten beschäftigst und ihr euch nur alle paar Stunden mal bei einem flüchtigen Küsschen im Vorbeigehen vergewissert, dass alles in Ordnung ist. So eine Frau ist Lena: die Anti-Klette. Leider hat die ganze Sache eben auch eine dunkle Seite.

Es ist kurz vor drei, als sie sich verabschiedet. Sie sagt: »Ich geh dann jetzt mal runter, ein bisschen fernsehen.« Sie sagt das mit so einer merkwürdigen Betonung; eine Betonung, die sensiblere Menschen als klassischen Wink mit dem Zaunpfahl interpretiert hätten. Bei mir reicht es nur zu einem gedachten »Hä?«.

Als die anderen endlich gehen und ich sie kurz runter zum Taxi begleite, damit sie auch wirklich verschwinden, brennt bei ihr noch Licht. Ich schicke ihr eine SMS: »Noch wach?« Sie schreibt zurück: »Noch beschäftigt?« – »Nö.« Sie schreibt: »Und jetzt?« Hm. Es ist noch gar nicht so lange her, da habe ich einen Artikel über die Fernsehserie »Sex and the City« geschrieben, Kernthema: die sexuelle Aggressivität der modernen Großstadtfrau. Ich glaube, ich verstehe. Eine Minute nach der letzten SMS stehe ich vor ihrer Tür. Um es mit Bryan Ferry zu sagen: *I say go, she says yes/Dim the lights, you can guess the rest.*

Ich halte mich strikt an Tonis Ansage. Er kennt sich wirklich aus in diesen Dingen, das ist überregional bekannt. Lena schläft ein, ich mache kein Auge zu. Ich bin betrunken, ich bin müde. Ich denke an den furchterregenden Schnarcher-Artikel. Ich versuche, tapfer zu sein.

Nach zwei Stunden stehe ich auf und gehe in ihr Wohnzimmer. Von draußen scheint die Straßenlaterne rein, und ich durchstöbere ihr Wohnzimmer-Regal. Vor ein paar Tagen habe ich ein sehr interessantes Buch da-

rüber gelesen, dass man anhand von Konsumartikeln unmittelbar auf den Charakter ihrer Besitzer schließen könnte. Sag mir, was du liest, hörst, siehst, und ich sag dir, wer du bist – so im Prinzip die Idee. Das Buch hieß *Snoop* – also Schnüffeln. Ich betrachte die vielen bunten Buchrücken in ihrem Ikea-Regal. Man will schließlich wissen, worauf man sich einlässt. Und ich schwöre, eine Menge unglücklicher Beziehungen wären garantiert gar nicht erst entstanden, wenn sich die beiden Partner vorher nur mal etwas eingehender mit dem Musik-, Bücher- und Filmgeschmack des anderen beschäftigt hätten.

Also werfe ich auch noch einen Blick auf die CD-Sammlung: Eros Ramazotti, Laura Pausini, Gigi D'Agostino. »Hits Estate 1991«. »ABBA – Best Of«. Ich versuche die »Dirty-Dancing«-DVD so gut es geht zu ignorieren und die »Sissi Gold Collection« im samteneinband. Dann lösche ich das kleine Licht, das ich angemacht habe, um die CD-Rücken lesen zu können, und kuschele mich neben diese wundervolle rosa Seele ins Bett.

Wachbleibenwachbleibenwachbleiben. Von draußen höre ich den Kirchturm schlagen. Und später wieder. Und irgendwann noch mal. Dong, dong, dong. Es gibt ja viele Menschen, die unter Schlafstörungen leiden. Vielleicht weil ihre Kinder Drogen nehmen, ihre Frau sie betrügt oder sie Stress in der Arbeit haben. Menschen, die nächtelang über ihren miesen Kontostand und die Steuernachzahlung nachdenken. Sie müssen schrecklich verzweifelt sein. Ich habe im Moment eigentlich keine Probleme. Jedenfalls keine offensichtlichen. Ich bin verliebt, mein Chef mag mich, neuerdings springt sogar mein Auto regelmäßig an. Ich bin trotzdem verzweifelt. Weil ich nicht schlafen *darf*.

In einem Aufsatz über Autosuggestion habe ich mal

gelesen, dass es schon reicht, schöne Erinnerungen abzurufen, um den Körper mit positiver Energie aufzuladen. Sportler trainieren das, um in entscheidenden Momenten voll da zu sein. Wenn Tennisspieler einen Matchball gegen sich abwehren müssen, denken sie an einen weißen Strand in der Sonne. Oder an den Sex mit einem Groupie. Und wenn ich jetzt irgendetwas gebrauchen kann, dann ist es in der Tat Energie. Und dann schlägt der Kirchturm schon wieder. Zehn Uhr.

Lena sieht noch schlaftrunken aus, als sie aufwacht. Sie dreht sich mit halb geöffneten Augen zu mir, rollt sich ganz nah an mich heran und wirft die Bettdecke über mich drüber. Ich fahre mit meiner rechten Hand durch ihr Haar und denke, dass ich nie mit einer kurzhaarigen Frau zusammen sein könnte. Mir würde das Wuscheln fehlen. Sie küsst mich auf die Stirn, dann nimmt sie den Kopf ein wenig zurück und betrachtet mich wortlos. Dann sagt sie: »Du siehst blass aus.«

»Unterzuckert«, sage ich, »unterzuckert, das ist alles.«

Normalerweise würde ein frisch verliebtes Paar jetzt weiterkuscheln oder wild übereinander herfallen; jedenfalls da weitermachen, wo es einige Stunden zuvor aufgehört hat. Mir fehlt die Kraft dazu. Ich brauche einen Kaffee, mein Magen ist leer, und ich beschließe Semmeln zu holen. Also rappele ich mich auf, ziehe meine Hose an und das T-Shirt, das noch ganz erbärmlich nach Zigarettenqualm stinkt. Sammele Schuhe und Socken zusammen. Im Badezimmer haue ich mir eine ordentliche Ladung kaltes Wasser ins Gesicht, halte eine Minute lang den Kopf unter den Wasserhahn – und erschrecke vor meinem Spiegelbild. Ich bin kreidebleich, meine Augen sind rot unterlaufen. So, wie ich jetzt aussehe, hätte ich in »Trainspotting« mitspielen können.

Ich sehe trotzdem weiter in den Spiegel – und sehe einen verliebten Mann, der nicht weiß, ob er darüber glücklich ist. Einen Mann, der vor allem nicht weiß, wie das hier alles weitergehen soll.

## *kapitel 3*

Ich hab mich früher nie geschämt für diese Nase, und auch nicht für die sagenhaften Geräusche, die zu produzieren sie imstande ist. Im Gegenteil. Ich bin ein geselliger Mensch, bei Tag und eben auch bei Nacht. Aber mit Ende zwanzig fingen die Dinge allmählich an, sich zu ändern. Das Alter bringt ja ein paar Sachen mit sich, die nicht unbedingt sein müssten: Die Haare wachsen an den falschen Stellen, und beim Sport kriegst du nach kurzer Anstrengung einen roten Kopf. Und womöglich hatte sich mein sympathisches Schniefen inzwischen in gewaltiges Gebrüll verwandelt. Ich hatte keine Ahnung, ob mein Schnarchen tatsächlich schlimmer geworden war, beschloss aber, dass die Menschen um mich herum einfach empfindlicher wurden. Nennen wir es präsenile Sensibilität.

Wir fahren mit ein paar Leuten zum Karnevalfeiern nach Köln. Alkohol und Schnarchen gehören ja zusammen wie Wodka und Red Bull – und Karneval und Alkohol sowieso. Wenn man das logisch weiterdenkt, kann man sich also vorstellen, wie da durch die Nacht trompetet wurde, und ganz sicher nicht nur von mir.

Es war nicht das erste Mal, dass wir zum Karnevalfeiern nach Köln fahren, wohl aber das erste Mal, dass wir zu acht in einer Zwei-Zimmer-Wohnung übernachten würden. Lukas wohnte damals in einer Studenten-

bude in einem übel beleumundeten Teil der Stadt; ein bisschen feucht und dunkel, ein archaischer Ort, der mir eine Ahnung davon verschaffte, wie unsere Vorfahren im Neandertal wohl gelebt haben müssen. Es roch nach zu lang getragenen Socken und missglückten Versuchen am Herd, und ich hätte mich nicht wirklich gewundert, unter dem Sofa eine tote Katze zu finden.

Lukas, ein charmanter Frauenschwarm mit rasierklingscharfen Wangenknochen und glänzenden schwarzen Haaren wie aus einem Prinzessinnenfilm von Disney, teilte mit der selbstbewussten Willkür des Hausherrn die Leute auf die beiden Zimmer auf. In Gesellschaft schläft er grundsätzlich nur mit Augenklappe und Oropax, es ist wie die Zwangshandlung eines Narkoleptikers. In manchen unserer gemeinsamen Urlaube hat er in einer Woche nicht ein einziges Mal das Tageslicht gesehen. Lukas sagte: »Diesmal machen wir es so: Schnarcher ins Schlafzimmer, Nicht-Schnarcher ins Wohnzimmer.«

Er sah mich an und sagte: »Du schläfst nebenan bei Torsten und Andi und Lars.«

Vor Andi hatte ich wirklich Respekt. Er hat das Gemüt eines Pandas, aber die Statur eines Kodiak-Bären: Er ist deutlich über eins neunzig groß und sein Body-Mass-Index eine Herausforderung für Dr. Atkins. Wenn Andi was getrunken hat, verfällt er anschließend in einen Zustand, der dem Winterschlaf des Kodiak-Bären nicht unähnlich ist. Um neben ihm einschlafen zu können, blieb einem nichts anderes übrig, als sich an den äußersten Rand der Besinnungslosigkeit zu trinken.

Ich fühlte mich gedemütigt, ausgegrenzt, abgeschoben. Ich sagte: »Moment mal, haben sie das Apartheidregime jetzt an den Rhein verlegt, oder was? Darf ich

denn morgen wenigstens die gleiche U-Bahn wie ihr benutzen?«

Wir feierten in einem Laden, der »Mainzer Hof« hieß oder so ähnlich und in normalen Zeiten wohl eine eher gemütliche Nachbarschaftskneipe ist, im Karneval aber, also der längsten Zeit des Jahres, so eine Art Epizentrum des Irrsinns in der Südstadt. Ich bin im Rheinland aufgewachsen, was ich in München allerdings gern mal verschweige, wenn nicht sogar durch einen gekünstelten bayerischen Akzent zu verleugnen versuche. Von diesen Karnevalsliedern verstand ich trotzdem kaum ein Wort. Die Kneipe war so gestopft voll, dass man fürchten musste, die Leute am Rand könnte es zu den Fenstern rauspressen. Um mich rum sangen alle ein Lied von einer Karawane, die weiterzieht, und ich verstand immer nur: »Der Sultan hält durch«, was ich als ziemlich passendes Motto wertete. Also sang ich mit und tanzte, obwohl ich das noch weniger kann als singen, wenn man ganz ehrlich ist.

Unser Freund Dorfmann, ein normalerweise hoch vergeistigter Mathematiker, der bei solchen Anlässen unter Alkoholeinfluss gern mal eine Jekyll-and-Hyde-Verwandlung hinlegt, lehnte sich über die Bar und somit fast hinein ins Dekolleté der Kellnerin und sagte: »Tina, mach mir mal'n Drink, der mich echt aus den Schuhen hebt.« Er nennt übrigens jede Kellnerin Tina.

Dorfmann nippte zwei Schlucke und verzog angewidert das Gesicht. Als mich die Masse der Tanzenden an ihm vorbeispülte, hielt er mir sein Glas hin: »Ey, probier mal – Tinas Spezialmischung.« Ich spülte den Glasinhalt runter wie ein Marathonläufer sein Isostar nach dem Zieleinlauf. Ein Typ grölte mir in die Ohren: »Die Karawane zieht weiter, der Sultan hätt' Doosch.« Jetzt hatte

auch ich verstanden. Danke. Ein paar Minuten später durchfuhr eine Art Sturmflut meine Magengegend, Woge um Woge schien in mir zu schwappen, und ich spürte die Rotation der Erde in Zeitraffergeschwindigkeit. Katrin, die eigentlich im Nichtschnarcherzimmer ihren Platz hatte, warf mir einen kurzen Blick zu, irgendwas zwischen Fürsorge und schwerem Vorwurf. Sie sagte: »Mann, schieß dich nicht so ab, wir wollen nachher alle noch schlafen.«

Weiß der Teufel oder wenigstens der Taxifahrer, wie wir in Lukas' Wohnung gelangt sind, und wenigstens hab ich mir noch die Schuhe ausgezogen, bevor ich instant-artig in meinem plüschigen Eisbärenkostüm eingepennt bin. Zumindest musste ich so nicht frieren.

Mitten in der Nacht rüttelte ausgerechnet Andi mich mit einer Vehemenz wach, als versuchte er, im Finale der Lumberman-Weltmeisterschaft einen Baumstamm bergauf zu rollen. Er sagte: »Alter, das geht gar nicht, hau sofort ab in die Küche!« Und da lag ich dann auch die nächsten beiden Nächte; semi-komfortabel zwar, aber wenigstens allein.

Zuerst kam ich mir ausgestoßen vor wie in einer Quarantäne-Station: Sogar aus dem Schnarcherzimmer rausgeflogen: Das ist der Gipfel der Demütigung. Aber beizeiten offenbarte sich mir mein Exil als ungeheurer Luxus angesichts der gequetschten Masse Menschen und ihrer Ausdünstungen in den übrigen Gemächern.

Anthony Burgess, der Autor von »Clockwork Orange«, hat einmal geschrieben: »Lache, und die Welt wird mit dir lachen. Schnarche, und du schläfst allein.« Einsam mit der Luftmatratze auf Fliesen, die auch mal wieder einen Besuch von Meister Proper hätten vertragen können, konnte ich diesen Satz endlich mal so richtig nach-

vollziehen. Und im Nebel dieser hoch ambitionierten Partynächte kam mir ein äußerst eigenartiger Gedanke: Vielleicht ist mein Schnarchen ja gar keine völlig überzogene Strafe der Natur? Wie so vieles im Leben ist auch das nur eine Sache der Wahrnehmung. Mit einem Mal lernte ich, das Schnarchen als meinen Freund zu betrachten. Meinen Komplizen geradezu.

Schnarchen kann eine Waffe sein. Eine sehr subtile, weil sie das Gewand der schlafenden Unschuld trägt. Ich fand das während meiner ziemlich ausgedehnten Single-Phase heraus. Schnarchen ist nämlich eine hoch effiziente Abwehr- und Vertreibungsstrategie; quasi post-koitaler Pfefferspray.

In einem Ort wie München ist das Alleinsein mitunter ein ganz angenehmer Status. Ich hatte ein rotes Cabrio und als Journalist bei einer renommierten Tageszeitung einen Job, dessen Sozialprestige mein Einkommen leider eindeutig überragte – was in der Welthauptstadt der Blender und Mächtigers allerdings der Normalzustand ist. Kein Grund zur Sorge also.

Suff und One-Night-Stand sind ja auch so ein Begriffspaar wie Ernie & Bert. Wirklich unangenehm ist immer nur der nächste Morgen. Die Sonne strahlt ins Zimmer wie eine Strafe des Himmels für deine Sünden, und mit rasenden Kopfschmerzen versuchst du, die hintersten Winkel deines verrotteten Gehirns zu sortieren wie ein Defragmentierungsprogramm die Festplatte eines Computers. Aber du kommst zum Verrecken nicht drauf, wer diese Frau ist, die da noch neben dir schlummert. Das Beste ist, einfach wieder einzuschlafen und darauf zu hoffen, dass sich die Situation von selbst, nun ja: auflöst. Oder toter Mann zu spielen.

Stufe zwei sind diese quälenden Gespräche am Frühstückstisch. Du wankst in die Küche mit geschwollenen Augen und außer einer Packung Espresso nix im Kühlschrank; und dann machst du dich daran, herauszufinden, mit wem um Himmels willen du da eigentlich geschlafen hast. Und du stellst fest, dass es ja irgendwas gegeben haben muss, was euch gemeinsam hierher gebracht hat, aber auch darauf kommst du nicht mehr.

Das Schlimmste aber sind die Abschiedsmomente. Sie reicht dir ihre Handynummer, die sie natürlich mit einem kleinen Zahlenverdrehen versehen hat. Es ist ihre Art zu sagen: »So toll warst du nun auch nicht.« Ihr steht verkaternt im Türrahmen und vor euch die Frage, ob ihr euch jetzt küssen solltet und vor allem noch mal wiederseht. Und die Antwort ist natürlich: nein. Meistens verkleidet sie sich aber in Sätzen wie: »Ich meld mich dann mal die Tage.«

Ein Freund von mir, der lange in New York gelebt hatte, erzählte, dass man dort sehr viel entspannter mit solchen Momenten umgeht. Auf die Frage, ob sie noch seine Nummer wolle, hat ihm mal eine Frau gesagt: »Nö danke, ich wollte nur mal wieder flachgelegt werden. Ist schon okay.«

Ich habe es meiner Nase zu verdanken, dass mir solche Augenblicke weitgehend erspart geblieben sind. Wenn ich aufwachte, lag ich allein im Bett. Manchmal fand ich bitterböse Zettel auf dem Küchentisch. Ein paar Worte bloß: »Sag mal, geht's noch?« Oder: »War nett bei dir – bis du eingeschlafen bist.« Meistens verschwanden sie aber irgendwann während der Nacht, so leise, dass ich es in meinem Koma gar nicht erst wahrnahm. Sie gingen grußlos und hinterließen ihre Nummer oder auch nicht, was zugegebenermaßen sehr viel häufiger vorkam.

Einer der ersten schriftlich erwähnten Schnarcher überhaupt ist Dionysos, der Gott des Weines, des Tanzes und der Tragödie. Er wurde für mich zu einer Art *role model*. Im Prinzip darf man sich Dionysos als Begründer des Hedonismus vorstellen, sein Anblick verwandelte Frauen in nymphische Naturwesen zurück, er verkörperte den göttlichen erotischen Wahnsinn. In altertümlichen Darstellungen ist er immer von einem Haufen Groupies umgeben – das hat mir schon einigen Respekt abgenötigt. Keine Frage. Ich muss allerdings zugeben, dass ich trotz aller Bemühungen der Lebensleistung meines Idols nicht ernsthaft nahekam. Selbst wenn es ein eigenes Pantheon der Schnarcher gegeben hätte, wäre für mich nicht direkt ein Platz frei gewesen. In der Legende heißt es, Dionysos habe sich von seinen Frauen mit einem Schlag auf den Kopf wecken lassen, sobald er zu schnarchen begann, damit er schnell wieder sein Treiben fortsetzen konnte. Auch darauf verzichtete ich.

Eines Samstags gegen Mittag rief Nina an. Ich dachte: Nina? Wir redeten eine Weile, sie klang sehr sympathisch, und aus unserem Gespräch folgerte ich, dass sie die Frau sein musste, die ich am Abend zuvor in meiner Lieblingsbar vor der Frauentoilette kennengelernt hatte. Sie stand vor der verschlossenen Tür und sah verzweifelt aus. Also bot ich ihr an, vor dem Jungsklo den Wachposten zu geben.

Sie wirkte erleichtert, als sie wieder rauskam. »Magst du dich zu uns setzen? Ich bin mit ein paar Kommilitoninnen da.« Wir tranken noch ein paar Mojitos, und die Bässe der Musik schienen mir das Blut durch den Körper zu pumpen wie in einem römischen Brunnen. Plötzlich ging das Licht an, wir tranken weiter, bis die Angestellten alle Stühle um uns herum auf die Tische gestellt

hatten. Keine Ahnung, ob die Mojitos daran schuld waren, aber mit einem Mal hörte ich mich den dümmsten Abschleppspruch aller Zeiten aufsagen: »Bevor die jetzt auch noch um uns herum fegen, sollten wir vielleicht lieber zu mir gehen«, sagte ich, »das ist der beste Laden, der jetzt noch offen hat.« Vermutlich war es die Alternativlosigkeit, die Nina und ihre beiden Freundinnen mitgehen ließ.

Der Barkeeper gab uns noch einen Haufen Eiswürfel in einer großen Mülltüte mit, die ich mir über die Schulter warf wie der Weihnachtsmann seinen Geschenkesack. Dann gingen wir rüber zu meiner Wohnung. Es muss schon sehr spät gewesen sein, und ich fragte mich, ob Frauen-Blasen per Chromosomensteuerung synchron getaktet sind: Jedenfalls gingen Ninas Freundinnen selbst bei mir daheim gemeinsam auf die Toilette. Und es ist ein sehr kleines Badezimmer.

Nina und ich standen am Wohnzimmerfenster, und als die beiden zurückkamen, hatten sich unsere Zungen längst so rhythmisch verhakt wie laufende Zahnräder. Die beiden Mädels standen jetzt im Wohnzimmer und blickten zu den Drinks auf den Tischen und der Suppenschüssel, in der die Eiswürfel allmählich ihren ursprünglichen Aggregatzustand erreichten. Es war ein seltsamer Augenblick der Stille, weil ich zu faul gewesen war, die Musik anzustellen. »Oh, ihr habt wohl was Wichtiges zu besprechen«, sagte dann die eine, deren Namen ich in genau dem Moment schon vergessen hatte, als sie sich vorstellte. Die beiden kippten ihren Ramazotti runter wie einen Obstler, und gefühlte Sekunden später war ich mit Nina allein. Ich erinnere mich noch, dass sie verdammt gut roch für diese Uhrzeit.

Sie war Ärztin in der Eisenstein-Klinik, und dass auch

sie noch in den frühen Morgenstunden ganz offensichtlich keinen anderen Ausweg mehr gesehen hatte als die Flucht, nun, das bedauerte ich beim Aufwachen doch sehr. Am Telefon sagte sie immerhin, wir sollten uns unbedingt bald mal wiedersehen. »Aber vorher lässt du dir mal einen Termin bei meinen Kollegen von der HNO geben. Das mit deinen Nebenhöhlen kriegen die schon in den Griff. Ein paar Tage, dann ist alles verheilt.« Kein Wunder, dass Ärzte immer reden wie die Pferdemetzger, wenn selbst der Nachwuchs schon das Skalpell mental immer in der Tasche hat.

Mit dem Schnarchen ist es ja so wie mit Haaren auf dem Rücken: Du weißt, sie sind da, aber sie fangen erst an zu stören, wenn dich jemand drauf aufmerksam macht. Und ohne fremde Hilfe wirst du sie auch nicht mehr los.

Es war ein Angebot. Nina hatte es gut gemeint. Ganz sicher. Aber Singles sind nun mal die radikalsten Marktliberalen. Im Prinzip ist alles eine Sache der ökonomischen Abwägung, auch die Liebe. *Deal or no deal?* Ein paar Tage trieb mich tatsächlich der Gedanke um, mich wenigstens mal untersuchen zu lassen. Gedankenmachen tut ja noch nicht weh. Aber andererseits: Zu jener Zeit war München die absolute Single-Metropole der Republik, und entsprechend groß erschien mir die Aussicht, dass da noch ein paar Ninas weniger ultimativ sind in ihren Anforderungen. Meine Nase und ich hatten uns ohnehin ans Alleinsein gewöhnt.